11. Hildegard erforscht Alfreds Denkweise.

Alfreds Zurückhaltung und Selbstbeherrschung konnten Hildegards weiblichen Scharfblick nicht täuschen. Sie erkannte seine Liebe zu ihr, die bei dem ernsten Charakter des jungen Mannes tief und mächtig sein mochte. Wahrscheinlich hätte die zärtliche Neigung einer so anziehenden Persönlichkeit die meisten ihres Geschlechtes und Alters zu gleichen Empfindungen widerstandslos hingerissen — nicht aber Hildegard. Obwohl sie ihr Wohlgefallen an ihm sich gestand, so wehrte sie doch energisch der Steigerung dieses Gefühles. Mit seltenem Verstande begabt und im Besitze vorzüglicher Bildung, erkannte sie klar, daß äußere Vorzüge und Gefallen an derselben das Eheglück nicht dauernd zu begründen vermögen, dies vielmehr nur auf ethischer Grundlage möglich sei.

In der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft mit Helmstädt hatte sie über dessen Denkweise kein sicheres Urteil gewonnen. Anderseits war ihr sein Werben um ihre Hand zweifellos, vielleicht sogar nahe bevorstehend. Und weil ihre Entscheidung von dem Urteil über ihn abhing, darum beschloß sie, in vorsichtiger Weise die Grundsätze und Lebensrichtung des Barons zu erforschen.

Am folgenden Morgen begrüßte Helmstädt die Damen. Heute kam er nicht im einfachen Reitkleid, sondern in der vornehmen Tracht seines reichsfreiherrlichen Standes.

Hildegard neckte ihn.

„Ihr habt gestern vor dem furchtbaren Ritter Hans die Flucht ergriffen, seid also der übernommenen Schirmvogtei über zwei wehrlose und gefährdete Frauen untreu geworden. Das ist ein beklagenswerter Abfall von der Pflicht echten Rittertums."

Er gedachte Dossenheims Warnung; denn ihr Lächeln wirkte tatsächlich bezaubernd.

„Ich bekenne mich schuldig und verspreche Besserung. Fortan werde ich der übernommenen Schirmvogtei in fester Treue eingedenk sein. Allerdings war für mich Ritter Hans von Dossenheim eine erschreckende, geradezu unerträgliche Erscheinung. Solchen Ausbund von Verkommenheit, Verlogenheit und Bosheit hätte ich für unmöglich gehalten. Rühmt sich diese Bestie, durch maßlose Schwelgerei und Trugspiele alle Vorzüge des gegenwärtigen Adels zu besitzen!"

„Hat er unwahr geredet?" entgegnete Hildegard, der sein Zorn zu gefallen schien. „Rühmt sich im allgemeinen der Zeitadel nicht der gleichen Vorzüge? Ausnahmen von solcher Verderbtheit gibt es zwar, jedoch nicht sehr viele. Darum kann Dossenheim mit Recht prahlen, ein zeitgemäß vollendeter Edelmann zu sein."

Wäre Alfred durch ihren berückenden Anblick nicht geblendet gewesen, dann hätte er wohl in ihrem Blick und seinen Mienenspiel ein listiges Prüfen gefunden und klüglich eingelenkt.

„Nein, dem muß ich widersprechen!“ entgegnete er im Tone entschiedener Abwehr. „Die freche Unwahrheit einer solchen Behauptung liegt ja doch auf der Hand.“

Sie erhob sich und öffnete einen kleinen, mit gedruckten Flugschriften angefüllten Wandschrank.

„Hier ist eine Leichenrede des Predigers David Veit, gehalten beim Begräbnis des Edeln Hans von Selwitz, der bei nächtlicher Schwelgerei erstochen wurde. Hiebei charakterisiert Veit den gegenwärtigen Adel folgendermaßen“ — sie las: ‚Mit großen Schmerzen sehen und erfahren wir allenthalben in Städten und auf dem Lande, daß der größte Haufen eben derjenigen, welche wegen ihres adelichen Herkommens und Geschlechts sich mehr der Gottseligkeit, Ehrbarkeit und Tugend fleißigen sollten denn andere gemeine Leute, dahin geraten, daß sie dafür halten, es könne keiner für einen vom Adel geachtet werden, der nicht die schrecklichsten und gotteslästerlichsten Flüche hören läßt, im Reden vom Ehestand, von Jungfrauen und Frauen die frechsten und unzüchtigsten Wort und Geberde führt. Wie ganz und gar epikurisch, wilde und wüste man es mit dem Saufen hält, ist am Tag und offenbar. Man begnügt sich nicht mit Kandeln und

anderen ordentlichen Trinkgeschirren, sondern man braucht Stutzen, Kübel und andere Gefäße, welche für das unvernünftige Vieh geordnet und gemacht sind. Wie auch die Unzucht bei solchem Leben und Wesen überhand nimmt, ist offenbar und zu beklagen.'[43]) — Veit spricht also nicht von einer einzelnen Persönlichkeit, sondern von dem allgemeinen Tiefstand, von gräulicher Verwilderung des Adels. Sohin hat die von Euch genannte Bestie Dossenheim das Recht, sich als zeitgemäßen Edelmann vorzustellen."

Er saß betroffen, nicht sowohl über das, was sie sagte, sondern wie sie es sagte. Ihre Stimme klang zwar weiblich weich, dennoch hatte sie eine sehr feine tödliche Schärfe. Ihre Augen strahlten geistigen Glanz aus und ihr Angesicht hatte die himmlische Schönheit eines zürnenden Engels.

Sie schwieg, seiner Erwiderung harrend, von der sie eine Beleuchtung seines inneren Wesens erwartete.

Er jedoch vergaß über ihren Anblick das Sprechen. Frau Elsbeth hielt ihn für beleidigt.

„Hildegard, du hast unseren edlen Beschützer gekränkt, was doch von dir sehr undankbar ist."

Die Getadelte hatte jedoch weit schärfere Augen als die alte Dame.

„Ihr täuscht Euch, liebe Mutter! Unser hochherziger Beschützer ist gegenteiliger Meinung und mir dankbar für die Vertretung des wirklichen Sachverhaltes."

„So ist es!“ bestätigte er. „Hiebei kostet es mich keine Überwindung, die Überlegenheit in zeitgeschichtlichem Wissen des gnädigen Fräuleins nach Gebühr anzuerkennen.“

Ihr frohes Mienenspiel mochte andeuten, daß zwei offenbar gewordene Charakterzüge ihr sehr gefielen, nämlich sein gewaltiger Zorn gegen die Verkommenheit, und seine Bescheidenheit, die einen Irrtum aufrichtig zugestand.

„O ja, meine Tochter weiß viel, weil sie sehr belesen ist. Täglich liest sie, sobald häusliche Arbeiten ihr das Lesen gestatten.“

Und jetzt las Hildegard Befremden in Alfreds Zügen, und ihre Bemerkung verriet, daß ihr sein Urteil über sie nicht gleichgültig sei.

„Natürlich sind nur geziemende Hausarbeiten gemeint,“ erklärte sie. „Im Frauenstift wurde uns die Notwendigkeit einer Tagesordnung gezeigt, in der auch häusliche Tätigkeit Berechtigung findet. Leibliche und geistige Arbeiten begründen Frieden und Glück des Menschen, insofern sie aller Laster Anfang, die Trägheit, verscheuchen.“

Sie hielt inne und erwartete seine Entgegnung. Er begnügte sich jedoch mit beifälligem Kopfnicken. Wie ein lernbegieriger Schüler saß er vor ihr, den ihr Vortrag beglückte. Und sie wurde nicht müde, seine Denkweise zu erforschen.

„Ich meine, die Verderbtheit des heutigen Adels sei keineswegs auffallend, vielmehr selbstverständlich und naturgemäß," knüpfte sie wieder an. „Zur Erkenntnis der Wahrheit dieses Satzes gelangt man durch die Betrachtung der vormaligen und der gegenwärtigen Grundsätze und Lebensregeln des Adels. Der Wahlspruch des Rittertums im Mittelalter hieß: ‚Gott meine Seele — mein Leben dem König — mein Herz den Frauen — die Ehre für mich.' Das führende Lebenselement war Gott und seine Gebote. Darum hielt sich der Edelmann verpflichtet zum Schutze der Schwachen, zum Beistand der Notleidenden, also zur Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Und weil dem heiligen Gott seine Seele gehörte, bewahrte er sie in Treue vor jeder Verunstaltung durch die Sünde. Für seinen katholischen Glauben zu kämpfen und in Verteidigung desselben zu sterben, fand der Edelmann selbstverständlich. So erscheint das Rittertum als eine naturgemäße Frucht am Baume des religiösen Glaubens und christlicher Gesittung. Das Gleiche gilt vom gegenwärtigen Adel, auch er ist eine naturgemäße Frucht am Baume des religiösen Unglaubens und sittlicher Entartung. Der religiösen Gleichgültigkeit, dem Unglauben, sogar der vielverbreiteten Gottesleugnung entspringt die herrschende Gottlosigkeit und Verderbtheit des Adels."

Sie schwieg und blickte ihn fragend an. Er blieb jedoch stumm — stumm in dieser höchst wichtigen Sache — ein bedenkliches Verhalten! Sie hätte doch

gar zu gern wissen mögen, wie er in dieser für sie entscheidenden Angelegenheit denkt.

„Nun, Herr Baron, findet Ihr meine Ausführungen unwahr oder teilweise unzutreffend?"

„Dies nicht," antwortete er freimütig. „Berechtigte Bewunderung für die Hoheit und Herrlichkeit einer hingeschwundenen Zeit hat gnädiges Fräulein verleitet, nur in Lichtfarben zu malen und die Schatten zu übersehen. Auch in der größten Zeit des deutschen Volkes gab es im geistlichen und weltlichen Adel manche Bösewichte, deren Lebensführung mit der Christuslehre nicht übereinstimmte. Man braucht nur die Briefe der Päpste Gregors VII., Alexanders III. und anderer Päpste, oder die Klagen und Mahnungen des heiligen Bernhard zu lesen, um sich von Roheiten und schweren Vergehen genannter Stände zu überzeugen."

„Euer Einwurf ist begründet, Herr Baron! Darum will ich nachträglich anmerken, daß es auch im Mittelalter gottlose Menschen gab, und erläuternd beifügen, daß sie Ausnahmen und Widersprüche gegen den Geist ihrer Zeit gewesen. Heute jedoch ist die Gottlosigkeit zeitgemäß, keine Ausnahme, sondern die Regel. Dies hat sogar Luther wiederholt in seinen Schriften hervorgehoben. Er, der grimmige Papsthasser, hat das Papsttum gerühmt und die Anhänger seines Evangeliums gescholten."

Sie trat wieder zum Wandschrank und zog eine Druckschrift hervor.

„Dieses Büchlein trägt den Titel: ‚Dr. Martin Luthers Bekenntnisse'. Lassen wir den hochgelehrten Reformator selber reden und bekennen."

Sie las: „‚Unter dem Papsttum schneite es mit Almosen, Stiftungen und Testamenten, dagegen will unter den Evangelischen Niemand einen Heller geben. Unter dem Papsttum waren die Leute milde und gaben gern, aber jetzt unter dem Evangelio gibt Niemand mehr, sondern Einer schindet den Anderen und Jeglicher will alles allein haben. Und je länger man das Evangelium predigt, desto tiefer die Leute ersaufen in Geiz, Hoffart und Pracht, eben als sollte der arme Bettelsack ewig hie bleiben. Alle Welt schindet und schabet, und will doch Niemand geizig, sondern Jedermann will gut evangelisch und rechte Christen sein. Und was Bauern, Bürger und Adelige erschinden, das verprassen, verschlemmen und verprangen sie mit allzu überflüssiger Kost und Kleidung, jagen's entweder durch die Gurgel oder hängen's an den Hals. Darum hab' ich oft gesagt, solch Wesen könne nicht länger stehen, es müsse brechen; entweder der Türke oder sonst Bruder Veit wird kommen und auf einmal rein wegnehmen, was man lange Zeit geschunden, gestohlen, geraubet und gesammelt hat, oder der jüngste Tag wird drein schmeißen und des Spiels ein Ende machen.'[44]) — Luther hat also das Walten des Papsttums gerühmt, dagegen die Zeit seines Evangeliums für so gottlos und schlecht gehalten, daß er meint, der jüngste Tag werde dem allgemeinen Verderbnis ein Ende machen."

Sie blickte ihn forschend und erwartungsvoll an. Er sah vor sich hin und saß nachdenkend.

„Hildegard, verlasse endlich diesen Gegenstand," mahnte Frau Elsbeth. „Du siehst doch, der edle Herr Baron, unser einziger Beschützer, wird gar traurig gestimmt."

„Nicht doch, gnädige Frau! Was Ihr haltet für Traurigkeit, ist ernstes Erwägen dessen, was ich hörte. Edles Fräulein versteht es ja meisterhaft, für geschichtliche Tatsachen das lebhafteste Interesse zu wecken. Was meine ritterliche Schirmpflicht anbelangt, so darf ich mir darauf nichts einbilden; denn es ist meinerseits in dieser Beziehung soviel wie gar nichts geschehen. Nun möchte ich aber doch handelnd eingreifen und deshalb bitten, mir in dieser Richtung freie Hand zu gestatten."

„Natürlich, Herr Baron!" versicherte Elsbeth. „Unser Vertrauen in Eure Güte und Schirmvogtei ist unbeschränkt."

„Morgen komme ich wieder und hoffe, eine frohe Mitteilung machen zu können," sagte er, sich verabschiedend.

„Seine letzten Wörte lassen Überraschungen erwarten," vermutete Hildegard.

„Überraschungen? Was meinst du?"

„Wir werden ja sehen."

„Dein Benehmen gefiel mir heute wieder gar nicht. Man meinte, du wärest der Professor des jungen Herrn und erteilest ihm Unterricht."

„Nein, Mutter! Nicht ihn wollte ich unterrichten, sondern mich."

„Dich unterrichten? Über was?"

„Über seine Denkweise in höchst wichtigen Dingen und Lebensfragen. Nach Eurer wiederholten Mahnung soll ich dem jungen Herrn freundlich sein und ihn hochschätzen. Dessen bin ich willens, möchte jedoch zuvor wissen, ob er Achtung und Freundlichkeit verdient, zumal er ja aus meiner Freundlichkeit und Hochschätzung zu einer Frage verleitet werden könnte, die ich verneinen müßte, falls ich ihn durch den Erforschungsunterricht weder achtenswert noch liebenswürdig gefunden hätte."

Die Mutter betrachtete mit weitgeöffneten Augen ihre vorsichtige Tochter.

„Ich glaube, dich zu verstehen. Du bist ein sehr kluges Kind, das ich rühmen muß."